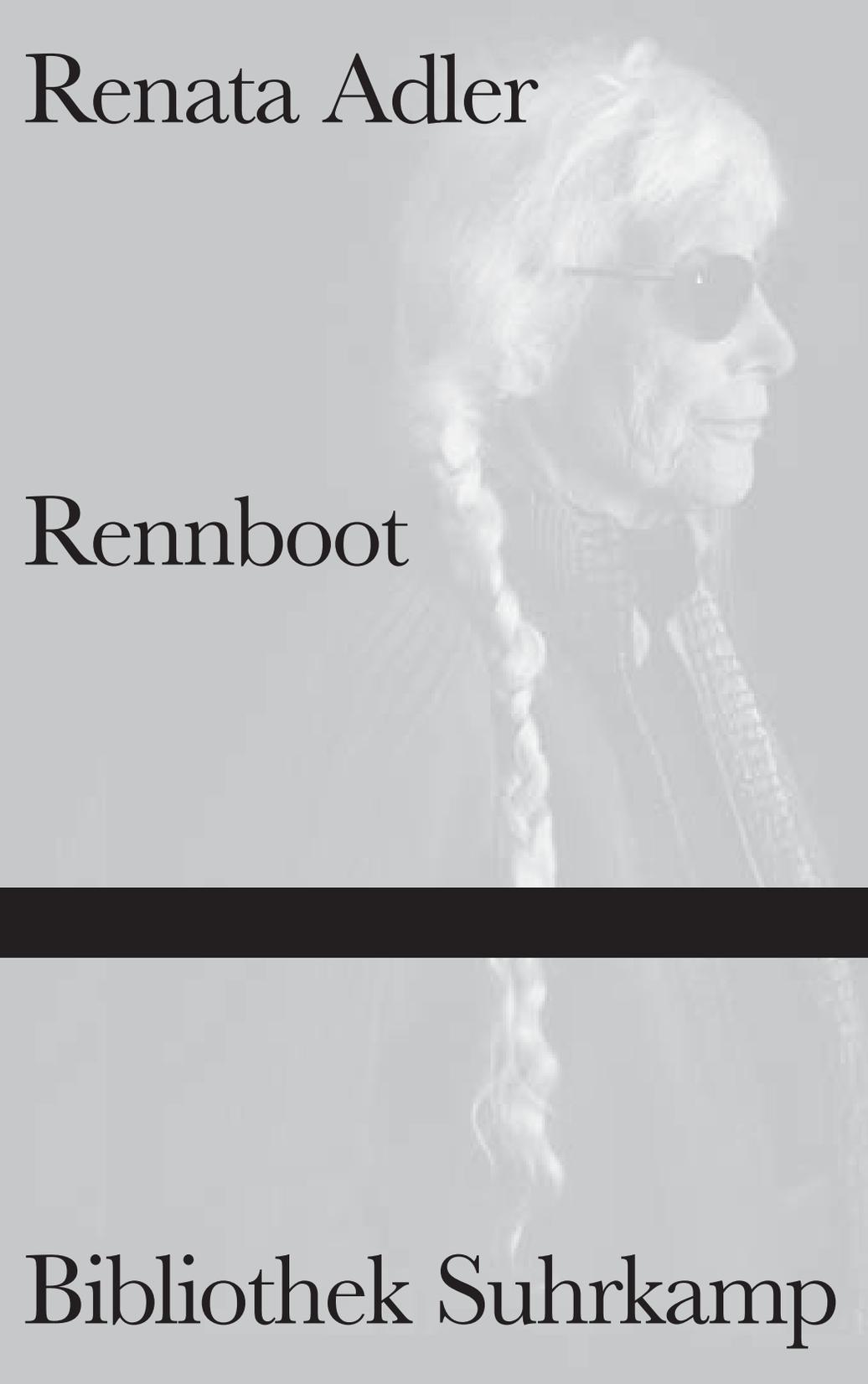


Renata Adler

Rennboot

Bibliothek Suhrkamp



SV

Band 1480 der Bibliothek Suhrkamp

Renata Adler
Rennboot

Roman

Aus dem amerikanischen
Englisch von Marianne Frisch

Suhrkamp Verlag

Die Originalausgabe erschien 1976 unter dem Titel
Speedboat bei Random House, New York.

Erste Auflage 2014

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1979

Copyright © 1971, 1972, 1973, 1975, 1976 by Renata Adler

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttenbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-22480-9

Für A.

»*What war?*« said the Prime Minister sharply. »No one has said anything to me about a war. I really think I should have been told ...«

And presently, like a circling typhoon, the sounds of battle began to return.

Evelyn Waugh, *Vile Bodies*

Rochade

Niemand gestorben in diesem Jahr. Niemand von Glück verfolgt. Keine Geburten, keinerlei Eheschließungen. Siebzehn ehrfurchtgebietende Satiren wurden geschrieben – um mit einem Klischee aufzuräumen und, wie zu vermuten ist, stilbildend zu wirken. Das war, natürlich, ein Traum, aber viele der wichtigsten Dinge, finde ich, sind die, die einem im Schlaf einleuchten. Die freie Rede, Tennisspielen, Musik, Skifahren, Verhaltensweisen, die Liebe: du probierst sie nach dem Erwachen, scheust vielleicht vor dem Sprung, und schon nimmst du die Hürde. Der Rhythmus ist in dich eingegangen, nachts, als du schließt, ein für allemal. Die Großstadt natürlich ist imstande, ihn zu torpedieren. Mit all den Schlaflosigkeiten, all den Rhythmen, die aufeinanderprallen. Die Verkäuferin, der Hausbesitzer, Gäste, die Eckensteher, man kommt auf sechzehn Varianten menschlicher Befindlichkeit pro Tag. Und es steht in jedermanns Macht, dein ganzes Leben in Frage zu stellen. Viel zu viele Leute haben Einfluß auf deine geistige Verfassung. Manchen Leuten ist Abneigung gleichgültig, sie genießen sie sogar. Von meinen Bekannten kaum einer.

»Es ist schlichtweg blödsinnig, die Segel bei Gegenwind zu setzen« sagte die Frau des italienischen Mineralwassermagnaten an Deck ihres schönen Schoners, der den ganzen Sommer im Hafen gelegen hatte. »Denn dann hast du sie die längste Zeit gesehen.«

Eine fette Ratte ist mir gestern abend an der 57igsten Straße über den Weg gelaufen. Sie kam unter dem Bauzaun unweit von Brendel's zum Vorschein, wartete wegen des Verkehrs,

raste dann über die Straße auf den Bürgersteig Richtung Central Park, blieb eine Weile im Dunkel hocken und verschwand. Die zweite Ratte in dieser Woche. Die erste war mir in einem griechischen Restaurant begegnet, dessen Fensterbänke in Schoßhöhe verlaufen. Die Ratte kam über die Fensterbänke gerast, schnurstracks auf mich zu, dann an mir vorbei.

»Hast du das mitgekriegt?« sagte Will und nuckelte an seinem Glas Bier.

»Stattliche Maus«, sagte ich. »Sogar in den gepflegten Hotels haben sie jetzt kleine Mäuse, in den Bars und Empfangshallen.« Ich hatte Will zuletzt in Oakland gesehen, das Mal davor in Louisiana. Er beschäftigt sich mit Jura. Dann registrierte ich, wie links von mir irgend etwas, vielleicht ein aufgeschreckter Sinnespartikel an der Randzone meiner eigenen Wahrnehmung, auf mich zuraste. Meine Gabel klapperte.

»Du saßest da eigentlich gut«, sagte Will und grinste, »bevor du die Fassung verloren hast.«

Die zweite Ratte kann, selbstverständlich, auch meine erste Ratte von weiter oben gewesen sein, was bedeuten würde, daß man mich entweder verfolgt oder daß die Ratte zur selben Zeit wie ich ihre Runden dreht. Hygiene, geistige meine ich, ist jedoch die tiefstgreifend moralische Option unserer Zeit. Zwei Ratten, nun ja. Taxifahrer können durch die neuen Trennscheiben – sie kommen mir nicht einmal wirklich kugelsicher vor, ohne daß ich das je getestet hätte – die Richtungshinweise ihrer Fahrgäste kaum noch verstehen. Schalldicht. Also quetscht man sich, selbstverständlich, den Finger in der neu eingerichteten Geldschale. Nun ja, irgend jemand muß diese Trennscheiben verkauft, irgend jemand muß sie gekauft haben. Gangster. Was sonst. Ein Gefühl für den Geist der Zeit scheint nicht mehr zu existieren. Als ich mich eines

Morgens zu einer eher unüblich frühen Stunde ans Aufstehen machte, sagte Will, der ebenso abrupt in den Schlaf stürzt, wie er gemächlich, sachte, den wachen Teil seines Lebens antritt: »Bitte bleib noch. *Angst* kennt jeder.« Ich erwischte, draußen im Regen, ein Taxi für die Heimfahrt, vor dem Waffenlager.

»Auf den Dow-Jones-Index«, sagte der Vater und hob das Glas. Sein achtundsechzigster Geburtstag. Haar und Schnurrbart waren silbrig.

»Jedem das Seine!« sagte der Sohn, vorsichtig lächelnd. Ein Radikaler war er nicht. Er hatte sich, selbständig, verraten und verkauft. Man lachte. Die gesamte Familie – die Enkelkinder an den Katzentischen nicht ausgenommen – trank. Die Szene wechselte.

Wenn ich allein, im Sportwagen, über Land peeste, begleitete ich das voll aufgedrehte Radio mit meinem Gesang. Nicht immer gerade eines der glücklichsten Lieder, wie Janis Joplins Lied mit der gelungenen Zeile: »*Freedom's just another word for nothing left to lose.*« Ja und nein, meine ich.

»Da ist keine Träne geflossen«, sagte der jugendliche Bauarbeiter bei der Beerdigung, als der altehrwürdige Gewerkschaftsführer mit zwei Schlaganfällen, drei Herzattacken und irgendeiner Lungengeschichte schlußendlich starb.

»Stimmt«, sagte der Geistliche, die im Dom versammelte Trauergemeinde musternd. »Keine Träne. Entweder hat die Totenwache zu lange gedauert, oder er war ein sehr sehr strenger Mann.«

»Und die andern sterben nie«, sagte ein junger schwarzer Politiker mit entschiedener Bitterkeit. »Man sieht sie aus ihren Limousinen wanken. Lauter Iren, alle senil, alle etliche Schlag-

anfalle hinter sich. Diese Gewerkschaftsbrüder. Sogar ihre Frauen haben's am Herzen. Aber eins weiß ich, sterben tun die nie.«

»Gewiß sterben die einmal«, sagte der Priester, verständnisinnig. »Keiner von ihnen ist unter sechsundsiebzig. Sie werden sehen. Kommt Zeit, kommt Rat.«

»Also dann auf die Zukunft«, sagte der schwarze Politiker.

»Gehen wir zu dir oder zu Elaine's?« fragte der junge Mann. Es war drei Uhr morgens. Er war frisch geschieden. Die gleiche Frage wurde vermutlich gerade in sämtlichen Taxis New Yorks gestellt. »Zu Elaine's«, sagte ich. Da fuhren wir dann hin. Auf Elaine's, auf den Dow-Jones-Index, auf die Zukunft also, der häuslichen Ruhe und Ordnung halber. »*Freedom means nothing left.*« Geldschalen in Taxis dienen als Hörgeräte, an denen man sich die Finger klemmt; kommt das Rückgeld sehr schnell, ist einem wie wenn man morgens aufwacht und im Bett Orientierungsversuche anstellt. An welchem Ende ist bloß die Wand, welches Ende zeigt in den oberen, welches in den unteren Teil der Stadt? Welche Stadt ist das überhaupt? In einigen der besten Hotels, in Flughafennähe, in Autobahnnähe, haben sie »Magic Fingers«, einen Apparat, der, steckt man einen angegebenen Betrag in ein Metallkästchen, dein Bett sechzig Sekunden in heftiges Gerüttel versetzt und dich darauf in friedlichen Schlaf. Mit Fingern hat das ganze nichts zu tun. Man fühlt sich eher wie im Schlafwagen, angenommen die Schienen sind in Ordnung. Ein Aufkleber auf dem Metallkästchen tut kund, »Magic Fingers« könne man auch bei sich zu Hause haben. Ich kenne niemand, der welche hat.

Ich arbeite für eine Zeitschrift, für die *Standard Evening Sun*. Seitdem ich diesen Job habe, haben mich vier Söhne berühm-

ter Väter ausgeführt, zwei Geschäftsbonzen mit unvollendeten Romanen, drei Schriftsteller mit der Angewohnheit zu fragen: »Schenkst du mir das?«, kaum hatte ich etwas gesagt, das ihnen originell vorkam, sowie ein revolutionär gesinnter Redakteur, der mir übers Haar strich und sagte: »Du bist wirklich süß«, sobald ich eine Frage stellte. Ich habe bibbernd auf eiskalten Stufen gesessen, in einer Gruppe mit fünfzehn Radikalen, von denen zehn eine Analyse machten und sechs Kontaktlinsen trugen. Vieles hat sich verändert, mehrfach verändert, seitdem ich groß geworden bin, und wie alle in New York – von den Intellektuellen mal abgesehen – habe ich die verschiedensten Leben geführt und führe jetzt noch einige davon.

Eine Zeitlang meinte ich, ich hätte für nichts wirklich Interesse, weder fürs Theater, für Konzerte oder Museen, noch fürs Briefmarkensammeln. Nur ehrgeizige Beziehungen zu Menschen. Die waren einigermaßen intensiv. Zu allen möglichen Sorten von Menschen. Ich wurde zum Apostel des emotionalen Lebens. Inzwischen ist es mit meinem Ehrgeiz genauso bachab gegangen wie mit meinen Interessen. Ich habe den Überblick verloren. Ich warte ab, bis die Vorkommnisse von sich aus Gestalt annehmen. Ich erinnere mich gut, wie einmal jemand gesagt hat: »Man muß sich ganz in die Dinge *versenken*.« Also hab ich mich *versenkt* in Thriller, Reklame, Wochenzeitschriften. Derselbe Mensch schrieb immer »lau« oder »anfechtbar« dick an den Rand der Manuskripte unserer Nachrufschreiber. Jetzt denke ich »lau« und »anfechtbar« mehrmals täglich.

In dem Land, in dem ich aufgewachsen bin, war gar nie soviel los. Und doch war das Leben nicht eintönig. Es schlief nahezu immer jemand im Haus, und wir sprachen sehr leise.

Wenn Vater vor dem Frühstück um sechs Uhr aufstand, um zu schwimmen oder zu reiten, schliefen wir Kinder, die wir erst weit nach Mitternacht zu Bett gegangen waren, noch. Kam er dann mittags vom Büro zurück, gab es Mittagessen für ihn, Frühstück für uns, das wir bleich und wortlos einnahmen. Nach dem Essen machte Vater sein Mittagsschläfchen, und um drei legte sich Mutter, sobald sie ihm auf seinem Weg ins Büro nachgewunken hatte, ein Stündchen nieder. Wirklich alle miteinander wach waren wir nur beim Abendessen. Danach zog Vater sich auf sein Zimmer zurück, und Mutter blieb noch ein paar Minuten unten, um mit den Kindern zu sprechen. Zwanzig Stunden von den vierundzwanzig lag die Stille des Schlafs über dem Haus. Niemand dachte daran, jemanden zu wecken. Manchmal band ein unvernünftiges Kind nur so zum Spaß einen Chinakracher an einen Flußkrebis oder einen Frosch und zündete die Lunte. Oder es gab einem Waschbären ein Stück Zucker, der in seiner merkwürdig überempfindlichen Art hinging und den Zucker im Bach abwusch, bis nichts mehr davon übrig war.

Aber hier jetzt. Ich fragte mich immer, warum die Betroffenen eines wenig bedeutsamen Sensationsdramas – die Eltern eines kleinen Mädchens, das eben von einem geistesgestörten älteren Jungen vom Dach eines Mietshauses gestoßen worden war, oder die Familie eines Musterknaben, der eben ausgerastet war und einen Freund umgebracht hatte – mir niemals die Tür ins Gesicht schlugen, wenn ich kam und um ein Interview bat. Sie tun das grundsätzlich nicht. Sie öffnen die Tür weit; sie kramen das Familienalbum hervor und die Anekdoten aus der Babyzeit. Ich dachte immer, sie täten das aus Loyalität gegenüber dem Andenken oder weil sie wollten, daß die Zeitungen wahrheitsgetreu berichteten. Ich glaube

immer noch, daß es zum einen das ist, zum anderen der Schock durch Publicity und Trauer. Aber jetzt weiß ich, all das geschieht hauptsächlich in qualvoller Agonie von Gefallsucht, einer Geisteshaltung von solcher Tiefe und Leutseligkeit, daß sie das Bewußtsein vollkommen beherrscht wie der Tod.

Was nun die Dobermänner angeht: ich mag Hunde, die groß sind und wuschelig und gutmütig und die viel schlafen, mit traurigen Augen hinter den Haarwuscheln. Als ich klein war, wohnte in unserer Straße eine Dame mit einem Dobermann, scharf abgerichtet, hinterhältig und stromlinienförmig, wie alle Dobermänner, wie ein glattgeschliffener Wolf. Das bedeutete für uns Kinder in der Nachbarschaft, egal wann wir mit unseren Fahrrädern die geteerte Straße langfuhren und der Dobermann draußen war, daß wir augenblicklich vom Fahrrad sprangen und auf wunden Knien hinter einer hohen Steinmauer kauerten, bis die Dame ihren Hund zurückrief. Der Hund war der Dame zutiefst ergeben, die, wie die Dinge standen, Krebs hatte. Jahrelang rechnete ich Dobermännern die Ergebenheit gegenüber ihren Besitzern und ihre Brutalität gegenüber allen anderen beinahe als eine Art Vorzug an. Beinahe. Dann las ich einen Zeitungsbericht über einen Dobermann, der, nach Jahr und Tag, seine Herrin angefallen hatte, eine alte Dame. Als man sie am nächsten Morgen fand, stellte sich heraus, daß die Dame von einem Zimmer ins andere geflüchtet sein und versucht haben mußte, die Türen zu schließen, bevor der Hund sie eingeholt hatte, viel zu unbeholfen und vielleicht schon in der Gewißheit, ihm nicht zu entkommen. Eine Liebesgeschichte, die entgleist ist, könnte man in illusionslosen Augenblicken meinen. Stark entgleist.

Von Zeit zu Zeit arbeite ich mit Will für die Stiftung, begutachte Anträge auf Stipendien. So ein Job existiert praktisch nicht, aber genau das mache ich. Ich gebe mir Mühe, die Filmist-das-Medium-Leutchen und die Kabelfernsehen-fürs-Ghetto-Leutchen aus dem Verkehr zu ziehen und den Blake-Fans und progressiven Stadtplanern, die sehr hart arbeiten, zu helfen. Manchmal weiß ich nicht, worum es eigentlich geht. Spätaufstehende Utopisten, die besonders, sind hartnäckig wie Quecksilber. Ich selbst bin fanatisch, und trotzdem nicht unbeherrscht. Heftige Szenen machen mich nervös. Einmal habe ich einen Waschlappen aus einem Motel in Angkor Wat gestohlen. Der Hotelboy rauchte vor Wut. Ich mußte ihn zurückgeben. Im Namen unserer wohlfahrtsstaatlichen Prinzipien und um die Errungenschaften unserer freiheitlichen Grundordnung uns selbst und unserer Nachwelt zu erhalten – ich glaube ja an das alles. Ich gehe zu fast jeder Party, zu der ich eingeladen bin. Ich finde, daß der hochtrabende Ton moralischer Entrüstung, wenn zu oft angeschlagen, übel ist. Ich stehe um acht auf. Ziemlich oft genehmige ich mir jetzt schon einen Drink vor elf. In gewisser Hinsicht bin ich über die kurze Zeitspanne meines Lebens hinausgeschossen.

Ich lag auf einem Schiffsdeck im Mittelmeer, ein windstiller Tag. Seltsam, daß ich gerade da lag, aber kaum seltsamer als meine Arbeit, oder die Slums, oder die Orte, an denen die Leute landen, mit wechselndem Glück. Ein achtzehnjähriges Mädchen nahm die Sonne nicht auf die leichte Schulter – sondern sehr ernst. Der Rest unserer Gesellschaft war mit Schwimmen oder Kartenspielen unter Deck oder Saufen beschäftigt. Das Mädchen war blond, scheu und wortkarg. Nach zwei Stunden Schweigen, unter dieser Sonne, sprach sie. »Braunsein«, sagte sie, »was soll's?«

Ich bin viel herumgezischt in den kurzen Pausen zwischen Monaten des Nichtstuns. Ich habe eine Veranlagung, an Orten hängenzubleiben. Im Frühjahr 1967 saß ich in Luxor, Ägypten, fest. Ich war von der Zeitung nach Kairo geschickt worden. Auf den Straßen Lautsprecher und erregte Massenaufstände. Ich besuchte die Pyramiden und ritt auf einem Kamel. Dann ging ich zu einer Besprechung in die Botschaft. Der Außenminister sprach von den Ansprüchen der Israeli und von ihren großen Opfern. Ich notierte das. Ich nahm ein Flugzeug, eine Ilyushin, nach Luxor und besichtigte die Grabstätten. Ich kam drei Stunden zu früh für meinen Flug zurück nach Kairo. Andere auch. Man sagte uns, unser Flug sei von einer amerikanischen Bibel-Tour-Gruppe übernommen worden, die sich »Neun Tage im Heiligen Land« nannte und deren eigener Flug gestrichen worden war. Wir, die wir gebucht hatten, mit Reservation, standen alle ohne Flügel da. Ich war außer mir. Ich heulte vor dem Schreibtisch eines Flughafenbeamten. Er notierte das. Einer der zwei Reiseleiter der Bibel-Tour sagte, wenn ein einziges Mitglied seiner Gruppe nicht mitfliegen dürfe, würde die Gesellschaft nie wieder nach Ägypten kommen. Ich fragte mich, wo sonst sie ihre »Neun Tage im Heiligen Land« absolvieren würden. Anaheim, Azusa, Cucamonga. Ich war verzweifelt. Der ägyptische Pilot sah mich eine Sekunde lang an. Kurz vor dem Abflug führte er mich ins Cockpit, wo ich dann, mit einem der zwei Reiseleiter, neben ihm saß. Den erpresserischen Reiseleiter hatte man zurückgelassen. Während des Flugs waren wir alle irgendwie aufgekratzt. Ein paar Tage danach brach der Krieg aus.

Ich kenne jemanden, der gerne einen Hirtenstar loswerden – ich meine: einen fürsorglichen Besitzer finden würde. Ein

ganzes Jahr hat er jetzt jeden Tag eine halbe Stunde mit dem Vogel und einer Stoppuhr unter einem schwarzen Umhang verbracht. Er sagt hallo, hallo, hallo während der ganzen Sitzung. Der Vogel sagt nichts. Manchmal kreischt er bei Sonnenaufgang. Dann gibt es da die Wohnungsfrage. Lucas, der bei der Zeitung am Tisch neben mir arbeitet, zog in eine Wohnung, wo der Vermieter eine Katze allein zurückgelassen hatte. Lucas ist einer der reizendsten Menschen, die ich kenne; er reagiert allergisch auf Katzenhaare. Er rief alle seine Bekannten an. Schließlich hörte er von einer Frau, die schon vier Katzen hatte. Er rief sie an. »Na ja, sehen Sie, ich habe schon vier Katzen«, sagte die Frau. »Ich weiß«, antwortete Lucas. Er dachte nur, daß vielleicht eine fünfte ... »Nein, nein«, sagte die Frau. »Ich meine vier *Pflegekatten*, die mir jemand überlassen hat.« Pause. »Zum Teufel, was soll's«, sagte die Frau. Lucas brachte die neunte Katze rüber. Nebenan wohnt eine Zwölfjährige, die ihr Kaninchen jemandem geben will, der ein glückliches Zuhause draußen auf dem Land hat. Sie ist besessen von der Vorstellung, daß die falsche Sorte Mensch das Kaninchen mit böser Absicht übernehmen und es dann verspeisen würde. Sie glaubt, daß irgend jemand ihre Wüstenmaus verspeist hat. Niemand ißt Wüstenmäuse. Seltsam, daß die meisten Kinder unter sechs, die man kennt und liebt, beschenkt und so weiter, sich an die tiefsten Gefühle dieser ersten Jahre auf der Couch, oder im Gefängnis, oder in einer Bank oder wo immer sie dann sein werden, wenn sie fünfundzwanzig sind, nicht erinnern werden.

Ich habe bei meiner Arbeit das Glück gehabt, für Orte, wo der Ausnahmezustand herrschte, Visa zu bekommen. Meine Familie hat stets frische neue Pässe gehabt, seit meine Eltern vor dem Krieg Europa verlassen haben. Paul-Ernst lautete der

Name meines Vaters, als er Deutscher war. Daraus wurde Pablo, als er einen Paß in Costa Rica erwarb. Er war Paolo, als wir alle in Lugano Italiener wurden. Jetzt ist er Paul an Abenden, wenn er, was nicht wahrscheinlich ist, Poker spielt. Mein eigener Kopf ist ein Mietshaus. Ein paar Fahrstühle funktionieren. Apfelsinenschalen und Raubüberfälle in den Fluren. Hausbesetzer und Doppelschlösser in manchen Etagen, ein paar Fenster mit Blumenkästen, spärlich bekleidete Junggesellen, die sich draußen auf den Feuerleitern abkühlen; und der Putz fällt. Manchmal sieht das nach Nervenzusammenbruch aus – schlafen den ganzen Tag, Tränen, Schlaflosigkeit um Mitternacht, und nochmals um vier Uhr morgens. Dann fällt mir ein, daß es vielen Menschen so geht. Oder, natürlich, noch schlimmer. Es gab eine Zeit, da hatte ich blaue Dreiecke seitlich an meinen Füßen. Dreiecke, jeden Tag dunkler, gleichschenklige Dreiecke. Ich dachte: Leukämie. Ich wartete ein paar Tage und beobachtete das. Es stellte sich heraus, daß, wenn ich barfuß den Müll auf den Treppenabsatz stellte, ich immer die Wohnungstür aufhielt, mich von hinten nach vorn beugte. Die Tür streifte ein Stückchen über meine nackten Füße. Das war alles – dreieckige Druckstellen. Ich feierte es mit einem kleinen Nickerchen.

»Ich gebe mir«, sagte der Kongreßabgeordnete, zu Beginn der Rede, mit der er in die Geschichte eingehen sollte, »soviel Zeit, wie ich brauchen werde.«

Er hing am Telefon. Ich werde sie zum Essen einladen, dachte er. Ich werde ihre Einladung zu einer Party annehmen. Ich werde über alles lachen, was sie für witzig hält, wenn sie nur zuläßt, den Pakt gegenseitiger Zuneigung in unseren Stimmen vorausgesetzt, daß ich endlich aufhänge. Sie aber sprach